

Zu oft hat man sich endlich damit begnügt, Klage zu führen über jene, die ohne „vocatio“ in den Priester- oder Ordensstand treten, ohne deutlich zu sagen, welche damit gemeint sind. Sicherlich derjenige, der ohne reine Absicht einen dieser Stände erwählt, etwa vor 1803 ein nachgeborner deutscher Adeliger, der so hoffte, als reichsunmittelbarer Bischof oder Abt reich und angesehen zu werden. Sicherlich auch derjenige, dem es an der kanonischen Eignung fehlt. Aber wer beides hat, *canonica idoneitas* und *recta intentio*, jedoch nicht klar erkennt, ob je eine direkte göttliche Berufung an ihn ergangen ist, muß auch er sich zu denen rechnen, die „*sine vocatione*“ einen so erhabenen Stand wählen?

Gerade aus diesem Grunde hatte der edle Bischof Johannes Theodor Laurent aus Aachen vor seiner Subdiakonatsweihe am 22. März 1828 schwere innere Kämpfe zu bestehen, wie man aus folgender Aufzeichnung von seiner Hand ersieht: „Womit ich mich von Jugend auf getragen, was ich in der Tollheit der Leidenschaft mehrmals versucht war aufzugeben, wozu ich von höherer Hand und auf nicht selbst gebahnten Wegen zurückgekommen bin, was mir unerreichbar fern entrückt zu sein schien, das steht jetzt auf einmal vor mir! Darf ich hinzutreten? Kann ich zurückbleiben? War ich berufen? Bin ich es noch? Alles schweigt ¹¹⁾!“

Solch verängstigten Weihekandidaten mögen die oben angeführten Worte Pius' XI. und des hl. Alfons Beruhigung gewähren sowie folgende Stelle der „*Instructio pro tonsuram et ordines recepturis*“ des Kamillianers P. Camillo De Carlo, die von den römischen Ordinanden bei der Vorbereitung für die Weiheexamina so viel benutzt wird (4. Aufl., Rom 1950). Er schreibt klipp und klar auf S. 12: „*Unde quilibet idoneus, i. e. nullo canonico impedimento detentus, congrua scientia et virtute praeditus, qui ad clericatum amplectendum recta intentione, nempe ob motiva supernaturalia fertur, is de divina vocatione securus esse potest.*“

Hiemit wollen wir unsere „theologisch-praktischen“ Ausführungen über das vielumstrittene Thema der „vocatio“ beschließen. Möge der Himmel ihnen den Segen der Fruchtbarkeit verleihen!

Rom

P. Dr. Clemens M. Henze C. Ss. R.

Neues aus biblischen Zeitschriften. In zwangloser Auswahl seien hier einige „Zibeben“ – das Wort ist übrigens arabischen Ursprungs – aus wissenschaftlichen biblischen Zeitschriften herausgegriffen, die sonst nur den Fachmann erreichen, aber doch für den Mann des Kerygmas und der Praxis anregend sein dürften.

1. Auf den Flügeln des Adlers. Im Buch des Auszuges (Ex 19, 4) lesen wir den anschaulichen, unvergeßlichen Satz: „Ihr habt gesehen, wie ich euch auf des Adlers Flügeln aus Ägypten trug.“ Der gleiche Gedanke kehrt im Moseslied (Dt 32, 11) in dichterischer Sprache wieder. Henne übersetzt den Vers: „Wie ein Adler, der seinen Horst bewacht, schwebend ob seiner Brut sich breitet, seine Fittiche spannt, sie packt und hinträgt mit mächtigem

¹¹⁾ K. Möller, Leben und Briefe des Bischofs J. Th. Laurent, I (Trier 1887), S 118.

Flügelschlag, so geleitet der Herr allein (Israel).“ Doch in dieser Übersetzung geht der schönste Vergleichspunkt unter. Die unklare Wiedergabe des Urtextes rührt sicher daher, daß man die genaue Naturbeobachtung der Alten nicht mehr kannte.

Nun hat Professor G. R. Driver von Oxford mehrere Studien über die „Vögel in der Bibel“ veröffentlicht. Im Abschnitt über die Adler bringt er folgenden Augenzeugenbericht aus Schottland: „Unser Führer beobachtete einen Goldadler, der seinen Jungen das Fliegen beibrachte. Die Adlermutter flog vom Horst auf mit dem Jungen in den Fängen. Nach kurzer Zeit ließ sie das Junge etwa 90 Fuß fallen, flog dann unterhalb hin, breitete die Schwingen und ließ es aufsitzen. Dies wiederholte sie öfter. Schließlich rastete sie etwa eine Viertelstunde auf einer Felszacke aus, stieß dann das Junge in die Tiefe und holte es wieder auf seinen Schwingen ein.“

Der Ausdruck der Bibel ist daher nicht dichterische Erfindung, sondern beruht auf genauer Naturbeobachtung. Daher wäre der Text genauer so zu übersetzen: „Wie ein Adler – seinen Horst bewacht er, über seinen Jungen schwebt er; da breitet er seine Flügel aus und nimmt sie auf, auf seinen Schwingen trägt er sie hin, – so führt Jahweh allein sein Volk“. (G. R. Driver, *Birds in the Bible*. *Palestine Exploration Quarterly* 90, 1958, 56.)

2. Wie wurden die Handschriften am Toten Meer gefunden? Die Literatur über die Handschriftenfunde am Toten Meer ist bereits Legion geworden. Zwar wußte man von Anfang an, daß die Beduinen des Ta'amirestammes die ersten Finder waren, aber man war sich nie klar darüber, wie es eigentlich zugegangen ist. Daher kam von seiten einiger Gelehrter von Anfang an ein schwer zu überwindendes Mißtrauen. Handelte es sich doch nicht um Fälschung und Betrug? Nun ist es gelungen, den Mann zu ermitteln, der die Höhle I entdeckte. Es ist der Ta'amire-Beduine Muhammad ed-Deeb („Wolf“). Er erzählte Herrn Khoury in Bethlehem folgendes: Im Jahre 1945 betrat er allein die Höhle I und fand dort verschiedene Krüge. Neun zerschlug er mit seinem Stab. Als er den zehnten zerschlug, fand er darin eine Lederrolle, die innen beschrieben war. Die Lederrolle nahm er mit, da er dachte, man könnte daraus wohl gut Sandalen schneiden lassen. Auch seinen zwei Begleitern gab er ein Stück für Sandalen. Heimgekommen, warf Muhammad das Bündel in eine Ecke seiner Behausung, wo es zwei Jahre liegenblieb. Als dann sein Onkel nach Bethlehem hineinging, gab er ihm auch den Fund mit, damit er bei einem Altertumshändler frage, ob die Sache etwas wert sei. Dieser besah die Schrift, konnte sie aber nicht lesen. Da er meinte, es handle sich um syrische Texte, schickte er den Mann weiter zu einem syrischen Kaufmann; der wies ihn wieder weiter an den syrischen Erzbischof nach Jerusalem. Und damit begann die erregende Entdeckung der Handschriften, die ihresgleichen in der Geschichte nicht hat. Der Beduine dachte, er könnte sich Sandalen machen, aber auf diesen „Leder-Sandalen“ konnte die Wissenschaft den Weg ein Jahrtausend zurückschreiten, der bisher verschlossen war. Eine sehr zu empfehlende Zusammenfassung des Ideengutes der neuen Schriftfunde bringt das Buch von Kurt Schubert, *Die Gemeinde vom Toten Meer*. Ihre Entstehung und ihre Lehren. Reinhardt-Verlag, München 1958. (W. H. Brownlee,

Muhammad ed-Deeb's own story of his scroll discovery. *Journal of Near Eastern Studies*, Oct. 1957, 236—239).

Ferner dürfte noch nicht allgemein bekannt sein, daß trotz genauer Absuchung des ganzen Küstengeländes am Toten Meer nach Abschluß der Suchaktionen durch Zufall wieder eine neue Höhle entdeckt wurde. So fand man im Jahre 1956 in der Nähe von Höhle I in Höhle XI ein gut erhaltenes größeres Fragment des Buches Leviticus in althebräischer Schrift, dazu einen aramäischen Job, ein vollständig erhaltenes Psalmenbuch und eine Apokalypse des neuen Jerusalem. Während der Suezkrise waren die früheren Funde vom Palästina-Museum in Jerusalem nach Amman gebracht worden, wo sie in den Sicherheitsschränken der Ottomanenbank aufbewahrt wurden, aber wegen der Feuchtigkeit etwas Schaden gelitten haben dürften. Heute stehen sie wieder in Jerusalem der internationalen Forschungsgemeinschaft zur Verfügung.

3. Ein Bronzeschwert auf dem Flugfeld in Amman. Das Mündigwerden der arabischen Staaten brachte es mit sich, daß auch die leitenden Posten in den wissenschaftlichen Instituten an einheimische Kräfte übergingen. So wurde auch der langjährige Direktor der Altertümerverwaltung in Amman, G. Lankester Harding, durch einen Jordanier abgelöst. Als er auf dem Flugfeld im Amman bereits nach England startbereit war, kam ein Arbeiter, der in ein paar Fetzen eingehüllt Stücke eines eben gefundenen Bronzeschwertes vorzeigte. Eine kurze Prüfung ergab, daß der Fund in die späte Bronzezeit (1600—1200 v. Chr.) gehören mußte, eine Periode, für die man bisher im Ostjordanland nur sehr spärliche Funde aufweisen konnte. Harding verständigte vor seinem Abflug noch seinen technischen Assistenten Mohammed Saleh, er solle der Sache nachgehen. Nun zeigte es sich, daß die Bulldozer bei der Einebnung des Flugplatzes bereits erschreckende Arbeit geleistet hatten. Das Bronzeschwert war nicht der einzige Fund. Er gehörte zu einem Gebäude, 16 m im Geviert, von dem ein Teil bereits wegrasiert war. Die barbarische Arbeit wurde eingestellt, und nun machten sich die Archäologen an das Rätseln. Was erstand unter ihren im Schutt der Vergangenheit wühlenden Händen? Aschenschichten zeugten von einer gewaltsamen Zerstörung des Gebäudes. Aus der ganzen Anlage schloß man, daß es sich um einen Tempel handeln müsse. Es war aber kein armes Provinzheiligtum; vom einstigen Reichtum berichten goldene Blätter und Ringe, Perlen aus Karneol, Onyx und Quarz, elfenbeinerne Salbungslöffel mit feinen Gravüren. Für die zeitliche Datierung sind aber die sonst wertlosen Tonscherben äußerst wertvoll. Neben der eingeführten mykenischen und zyprischen Ware erreichte die einheimische „Ton“-kunst einen hohen Grad der Vollendung. Am auffallendsten sind Tongefäße in der Art der Pilgerflaschen, mit ein- oder mehrfarbigen Mustern verziert. Über die Art des Tempelkultes läßt sich einstweilen noch nichts Näheres sagen. Jedenfalls steht die eigenartige Tatsache fest, daß es außerhalb einer Stadtsiedlung — denn das Gebiet ringsum war unbesiedelt — ein großes Wallfahrtsheiligtum gegeben hat, wozu sicher eine zahlreichere Priesterschaft gehörte. Dadurch wird unser Geschichtsbild in einem Punkt wieder korrekturbedürftig. Bis jetzt hat man angenommen, daß die Besied-

lung von Amman erst in der Eisenzeit um 1200 v. Chr. begonnen hat. Man sprach von der großen „Siedlungslücke“ im zweiten vorchristlichen Jahrtausend. Nun will es der Zufall, daß ausgerechnet für diese Siedlungslücke der Spätbronzezeit ein überaus florierender Tempel entdeckt wurde, was natürlich eine zahlreichere Bevölkerung in der Gegend voraussetzt. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Zerstörung dieses Tempels mit dem Eindringen der Israeliten zusammenhängt. Doch bevor wir etwas Sicheres darüber aussagen können, müssen wir genauere Publikationen abwarten. Bewahrheitet sich aber unsere Annahme, so würde dadurch wieder ein Abschnitt der Bibel, die Landnahme Israels, in neuem Licht aufleuchten. (Lankester Harding, *Recent Discoveries in Jordan. Palestine Exploration Quarterly* 90, 1958, 10—12).

4. Steinzeit und Wassersuche in Jordanien. Der gleiche Direktor Harding berichtet noch folgendes: Das Königreich Jordanien ist auf Gedeih und Verderb auf das kostbare Wasser angewiesen. Wäre genügend Wasser vorhanden, könnten weite Landstriche der Landwirtschaft erschlossen werden. In der christlich-byzantinischen Blütezeit des Landes waren Flächen kultiviert, die heute vollständig verfallene Wüste sind. Im Wirtschaftsprogramm Jordaniens steht also an vorderster Linie die Erschließung neuer Wasserquellen, womit einige amerikanische Gesellschaften betraut sind.

Etwa zwei Autostunden östlich von Amman liegt die kleine Oase Azraq, am Anfang des Wadi Sirhan, das sich bis nach Saudiarabien weitererstreckt. Da es viele offene Wassertümpel gibt, versammeln sich auf ihrer Wanderung hier sehr viele Vögel. In Point 4 war man gerade daran, eine Quelle zu erweitern und zu kanalisieren. „Eines Tages brachte mir Mr. Purnell, der die Arbeiten zu überwachen hatte, drei schön erhaltene paläolithische Steinäxte in mein Büro. Er meinte, man hätte sie einen Meter unter der Erde beim Ausweiten der Quelle gefunden, und lud mich zu einem Ortsaugenschein ein. Der amerikanische Gesandte Mr. Mallory, ein begeisterter Amateur-Archäologe, bot sich freundlich an, uns an Ort und Stelle zu bringen. Als wir in Point 4 aus dem Wagen stiegen, muß auf meinem Gesicht Entsetzen und Überraschung zugleich aufgeblitzt haben, weil Mr. Purnell sagte: „Sie haben sicher nicht erwartet, so etwas zu sehen!“ Sicher nicht! Schön säuberlich lagen da auf einem Tisch hundert und mehr schöne Steinäxte. Dies sei nur eine kleine Auswahl. Bei der „Löwenquelle“ (Ain el-Asad) hole man deren zu Dutzenden heraus. Als wir hinkamen, bot sich uns ein seltsamer Anblick. Rund um die Quelle lagen in Menge die frisch aus dem Grund heraufgeholtten Steinäxte und Steinkeile verschiedener Größe und Bearbeitung. Der Arbeiter, der knietief im Wasser stand und sich immer wieder bückte, um aus der Tiefe der Quelle etwas herauszufischen, griff wahrlich in das Dunkel der Jahrtausende zurück.“

Weiter berichtet Harding, daß bei seinem Weggang 600 bis 700 Fundstücke vorlagen. Welcher steinzeitlichen Periode nun näherhin die Funde zugeordnet werden müssen — die Spanne reicht vom unteren Paläolithikum bis in das Neolithikum —, läßt sich auf den ersten Blick genauso wenig entscheiden, wie ein Arzt über das Telephon eine genaue Diagnose stellen kann. Wenn einmal auch die Knochenfunde untersucht sind, wird sich auch leichter eine Chronologie erarbeiten lassen. Einstweilen steht fest, daß die „Löwenquelle“

im Wadi Sirhan zu den ergiebigsten steinzeitlichen Fundorten überhaupt gehört. Die Quelle war Rast- und Lagerplatz für den steinzeitlichen Jäger in einem Gebiet, das heute Wüste ist. (Palestine Exploration Quarterly 90, 1958, 7—9).

5. Mystischer „Leib“ — mystisches „Volk“. Nun noch eine philologische Zibebe mit biblisch-theologischen Schlußfolgerungen! Zum Character distinctivus des österreichischen theologischen Doktors gehört das Studium der biblisch-orientalischen Dialekte. Wenn später davon auch nicht mehr als eine „tinctura amara“ übrigbleibt, so ist doch nicht zu übersehen, daß auch durch eine kurze Beschäftigung mit den „Dialekten“ der Horizont erweitert wird. Die Sprache der Bibel steht nicht mutterseelenallein und verlassen da, sie ist Glied der großen semitischen Sprachfamilie, aus der immer wieder neue Anleihen genommen werden können zum Verständnis dunkler biblischer Worte und Begriffe. In der Zeitschrift „Vetus Testamentum“ 8, 1958, 161—215, behandelt L. Kopf aus Jerusalem 85 arabische Wurzeln zur Aufhellung biblischer Stellen. Nummer 10 ist mir besonders interessant vorgekommen. Unser heutiger Kirchenbegriff ist ja von der Idee des Mystischen Leibes geprägt. Das neutestamentliche Gottesvolk ist also „Leib“. In der neutestamentlichen Exegese wurde darüber schon viel gearbeitet; es wurden Parallelen aus dem Hellenismus angezogen usw., aber viel zu wenig auf semitisches Volksempfinden zurückgegriffen. Es ist doch auffallend, daß die biblische Psychologie ganz und gar organgebunden ist. Der Mensch wird in seinem „Gebein“ erschüttert, sinnt nach in seinen „Innereien“, meditiert mit der „Leber“, denkt mit dem „Herzen“, ist als Ganzer nur „Fleisch“. Eine solche organgebundene Vorstellung scheint nun auch der Bezeichnung „Volk“ zugrunde zu liegen. Kleinere Stammesgruppen werden im Arabischen mit batn (= Bauch, Mutterleib) oder fahd (= Oberschenkel, Zeugungsteil) bezeichnet. Im Hebräischen heißt nun Volk als „Nation“ (von nascere, Geburtsgemeinschaft) goj, das von den Philologen einstimmig mit gew = „Rücken“ als Hauptbestandteil des Körpers in Verbindung gebracht wird. Volk wäre also Leib einfachhin. Die Vorstellung ist übrigens unserem Denken nicht ganz fremd, da man doch auch von einem gesunden oder kranken „Volkskörper“ redet. Vielleicht spielten diese organgebundenen Vorstellungen auch bei der Formulierung des neutestamentlichen Gottesvolkes als „Leib“ wenigstens im Unterbewußtsein mit. Aber gerade in dieser Gegenüberstellung werden auch die Unterschiede deutlicher sichtbar. Das alttestamentliche Gottesvolk war eine biologische Einheit aus Fleisch und Blut, durch Zeugung und Geburt zum Volks-„Leib“ oder -„Körper“ heranwachsend; das neutestamentliche Gottesvolk ist ebenfalls eine Einheit, aber geistgewirkter Art, ein Leib aus Gnade und Glauben. Dort herrscht das biologische Lebensprinzip vor — Wachstum des Volksleibes durch Zeugung und Geburt —, hier aber das pneumatologische. Das Einheitsprinzip ist dort bios (leibhaftes, erdgebundenes Leben), hier der erhöhte Christos, der durch die Sendung des Hl. Geistes (hebräisch ruach = Lebensmacht) den über-„natürlichen“, d. i. den über den Bereich der natura, des Zeugens und Gebärens, hinausragenden und daher geheimnisvollen Leib des neuen Gottesvolkes schafft.

Die Vorstellung der Kirche als mystischer Leib bricht also nicht als plötzlich Neues herein, sie wird vielmehr aus altsemitischem Sprachgeiste heraus sehr leicht verständlich in der Gegenüberstellung des alten, natürlichen, an die Grenzen der Nation gebundenen Volksleibes und des neuen, himmlischen, ja kosmischen Leibes der Kirche Christi.

Graz

Univ.-Prof. DDr. Claus Schedl CSsR.

Römische Erlässe und Entscheidungen

Zusammengestellt von Dr. Peter Gradauer, Linz a. d. D.

Bücherverbot. In der allgemeinen Sitzung der Kongregation des Hl. Offiziums vom 4. Juni 1958 haben die dafür zuständigen Kardinäle nach Anhörung eines Gutachtens der Konsultoren folgende Bücher des Schriftstellers Henry Duméry verurteilt und auf den Index der verbotenen Bücher gesetzt:

1. Philosophie de la religion; Presses Universitaires de France, Paris, 1957, 2 Bände. —
2. Critique et Religion; Sedes, Paris, 1957. —
3. Le problème de Dieu en philosophie de la religion; Desclée de Brouwer, Bruges, 1957. —
4. La Foi n'est pas un cri; Casterman, Tournai, 1957.

Am 12. Juni d. J. hat der Hl. Vater Papst Pius XII. in der Audienz des Prosekretärs des Hl. Offiziums diese Entscheidung der Kardinäle gebilligt und ihre Veröffentlichung angeordnet.

Dazu schreibt „L'Osservatore Romano“ u. a.: Auch andere Schriften desselben Autors sind nicht frei von den nämlichen Abweichungen in der Lehre. Es ist notwendig, dies festzuhalten. Wenn er auch glaubt, sich über den Atheismus zu befinden und zu halten, wenn er auch eine richtige und gesunde Mitte zu beziehen sucht einerseits gegen den Modernismus und andererseits gegen den Integralismus unter dem Zeichen einer gesunden philosophischen Kritik des katholischen Glaubens (siehe „Philosophie de la religion“, Bd. 2, Seite 242, Note 4), so verpflichtet uns die Wahrheit zu sagen, daß der Autor ganz und gar Modernist ist in dem Sinne, in welchem diesen Ausdruck die Enzyklika „Pascendi“ versteht.

Es ist sicher vollkommen richtig zu behaupten, daß in einem gewissen psychologischen und praktischen Sinn der Verfasser keine Glaubenswahrheiten leugnet, sondern daß er alle annimmt und bewahrt, — für ihn bleibt das Christentum einzig dastehend, transzendent und unendlich achtenswert, — aber von einem anderen Gesichtspunkt aus ist es leider notwendig hinzuzufügen, daß der Glaube und die Dogmen von ihm völlig ihrer inneren, lebendigen und tiefen Substanz beraubt sind. So können diese nicht mehr jene objektiven Grundsätze von Sicherheit und Präzision darstellen als welche sie immer in besonderer Weise anerkannt wurden, wie dies zum Ausdruck kommt in der katholischen Tradition, in der Enzyklika „Pascendi“, im Antimodernisteneid und in der Enzyklika „Humani generis“ von 1950. So war es nicht zu umgehen, diesen integralen Modernismus des Duméry zu verurteilen. Es ist nur zu wünschen, daß diejenigen, denen das schwere und verantwortungsvolle Amt der Bildung der zukünftigen Priester in den Fakultäten, Seminarien und ähnlichen Studienanstalten obliegt, das nie vergessen, was der Apostolische Stuhl viele Male mit Entschiedenheit und Klarheit, besonders nach dem Pontifikat von Leo XIII., bezüglich des Unterrichtes der scholastischen Philosophie im allgemeinen und jener des hl. Thomas im besonderen dargelegt hat. Eine schlechte Philosophie kann nur zu einer schlechten Theologie führen. Dafür haben wir hier wieder einmal ein schmerzliches Beispiel vor uns. („L'Osservatore Romano“ Nr. 142 vom 21. Juni 1958.)

Der 1920 geborene und 1944 zum Priester geweihte Henry Duméry aus der Diözese Limoges lebt in Paris, wo er als Mitarbeiter am Nationalinstitut der Wissenschaften tätig war. Sein viertes indiziertes Buch, „La Foi n'est pas un cri“, stand noch im Februar auf der Liste der 50 besten katholischen Bücher in Frankreich.